

Vielfalt ernst nehmen – auch im Glauben

Königstein Früherer EKD-Chef sieht kein Kirchen-Monopol mehr bei den letzten Fragen

Fortschritt ausschließlich als wissenschaftlich-technische Weiterentwicklung führt nicht automatisch zu Verbesserungen, ist Wolfgang Huber überzeugt. Der Referent des 380. Vortrags des Königsteiner Forums mahnte, „nicht alles zu machen, was wir können“.

VON ULRICH BOLLER

Wie in Deutschland die „Ehe für alle“ diskutiert und umgesetzt wurde, erinnert Professor Wolfgang Huber an ein „Hauruck-Verfahren“. Der ehemalige Vorsitzende des Rates der evangelischen Kirchen in Deutschland sieht „die Debatte davon geprägt, Menschen ausschließlich über ein einziges Merkmal zu definieren“, hier die sexuelle Orientierung.

Dieses Denken in Typen trifft auch auf Fußballfans oder Muslime zu: „Typisierungen sind immer reduktionistisch und damit ein Angriff auf die vieldimensionale Identität eines jeden einzelnen Menschen“, hob der promovierte Theologe zum Abschluss der Jahresthese des Königsteiner Forums hervor. „Polarisierende Merkmale absolut gesetzt“, warnte Huber im Foyer der Frankfurter Volksbank, „stüßen zu Feindschaft an.“ Vielfalt ernstzunehmen bedeute, „jeden Menschen als unverwechselbar anzuerkennen“. Statt einer „multikulturellen“ Gesellschaft das Wort zu reden, empfahl der Referent die Zielvorstellung von einer „Gesellschaft, die Respekt vor der Identität ihrer Indi-

viduen hat“. Das heiße auch, sich von dem Gedanken zu verabschieden, „einen Menschen zu kennen, wenn man ihn einordnen kann“. Unausweichlich stelle sich die Grundfrage, „wie der Freiheitsgebrauch des einen sich mit der Freiheitsöffnung des anderen vereinbaren“ lasse. Die Flüchtlingsituation zeige gleichwohl, dass es bestimmter Formen der Typisierung als „unentbehrliche Krücken“ bedürfe, wolle man den einzelnen im Maß des Möglichen gerecht zu werden.

Gerade in Ostdeutschland sieht Huber die „Angst vor Überfremdung bei Abwesenheit der Fremden“ weitverbreitet. Wichtiger als die Auseandersetzung mit (rechts-)populistischen Parolen sei es jedoch, sich „um die Menschen zu kümmern, die aus Angst dafür

empfindlich sind“, strich das ehemalige Mitglied des Nationalen Ethikrats heraus. Das heiße zuvorderst, Verschiedenheit wahrzunehmen und anzuerkennen. In der Konsequenz: produktiver Streit ja, Gewalt nein.

Religionen ohne Gott

Nirgends auf der Welt könne das Christentum mehr einen Monopolananspruch auf religiöse Wahrheit geltend machen. Ebenso besitzen nach Hubers Worten die Religionen allgemein „kein Monopol mehr bei der Beantwortung letzter Fragen“. So seien inzwischen Religionen ohne Gott verbreitet, die von der „Sakralität des Menschen, dem Eigenwert des Universums“ ausgingen. Die Aussage von einer „säkularen Gesellschaft“ hält Hu-

ber trotz rückläufiger Mitgliederzahlen der beiden großen christlichen Kirchen hierzulande für „nicht zutreffend“.

Vielmehr wüchsen die Möglichkeiten, unter vielen Angeboten auszuwählen. Der christliche Glaube sei nur eines von vielen „Orientierungsangeboten“. Der religiös-weltanschaulichen Selbstbestimmung komme größere Bedeutung zu im Vergleich zum traditionsgebundenen Hineinwachsen in ein ebendenn „stabiles christliches Milieu“.

Die derzeitigen Umbrüche „führen nicht automatisch zurück zu einer Einheitskirche“, äußerte sich Huber überzeugt und empfahl, „Pluralität im Geist versöhnter Verschiedenheit zu leben“. Hier müsse sich das Bibelwort bewähren „Seid barmherzig zu den Zweifelnden“.

Der Mensch sollte menschlich sein, nicht Gott sein wollen

Die Welt sieht Professor Wolfgang Huber derzeit in „einem Epochenwandel, den wir nicht richtig durchschaut, geschweige denn verstanden haben“. Das Zeitalter

„Anthropozän“ (menschgemachte Epoche) zu nennen, sei „fragwürdig“, denn viele Naturkräfte entzögen sich dem Eingriff des Menschen. Der müsse freilich für die Folgen seines Handelns gerade stehen. „Zukunft besteht nicht in einem durch Stellschrauben zu steuernden technisch-ökonomischen Fortschritt, sondern in Zuver-

sicht“, hob er hervor. Das bedeute auch ein „Ja zu Kindern“ und ein positives Familienethos.

Anstelle reiner „Machbarkeitskonzepte“ müssen Huber zufolge „Haltungen“ treten, die Menschen „zukunftsfähig“ machen, darunter Empathie und soziale Kompetenz. „Der Mensch entgeht nicht den Zufälligkeiten. Die größte Gefahr bedeutet zu glauben, über die Zukunft vollständig verfügen zu können.“ Es gelte, mit der Verfügungsgewalt verantwortungsvoll umzugehen. Dann brauche der

Mensch auch nicht zu fürchten, an den ihm gesetzten Grenzen zu scheitern. Es müsse nicht so kommen, dass sich der Mensch mittels künstlicher Intelligenz auf eine höhere Stufe bewege, um festzustellen, dass er ein anderer geworden sei. „Der Mensch, der Gott sein will, verschärft den Zwiespalt zu anderen Menschen.“ Selbst wenn ein Algorithmus selbst lerne, habe er doch kein Bewusstsein und nicht die menschliche Fähigkeit, zwischen Mensch und Sache zu unterscheiden.